

Das Drama des begüterten Kindes

Paul Pietraß
19 Januar 2008
Copyright 2008 Axel Springer AG

Philipp Tingler erster Roman "Fischtal" ist ziemlich amüsan, aber leider frei von Substanz

Sagen wir es mit Frau Klunger. Die tapfere Frau Klunger ist Mathematiklehrerin an einem Zehlendorfer Gymnasium in den letzten Tagen von West-Berlin. Gerade ist sie vor den Augen ihrer gelangweilten Schüler beim Lösen der eigenen Rechnung an der Tafel gescheitert, da sagt sie den vielleicht wichtigsten Satz dieses Buches: "Es gibt ja immer das Problem... dass man nie genau weiß... was ist." Genau so viel und so wenig darf man von Philipp Tingers erstem Roman "Fischtal" erwarten. So viel an anekdotischem Amüsement und vorgeblichem Hintersinn - so wenig an inhaltlicher Substanz.

Man wird hier nicht erfahren, wie es nun war, in Rest-Berlin, so oft der Text das auch verspricht. Und selbst der Mauerfall fällt nach endlosem Anlauf einfach aus - die Hauptfigur ist gerade verhindert. Nie also wird man wissen, was ist. Immer bleibt die Frage, wozu eigentlich? Das beginnt schon mit der Wahl des Helden, der ahnungsloser nicht sein könnte. Gustav heißt der junge Mann, aufgewachsen in den besseren Kreisen des gerade noch eingemauerten West-Berlin und heute zurückgekehrt ins frisch verwaiste Haus seiner toten Großmutter. Dort steht er nun, der Gustav, pickt erste Perlen aus der Erbmasse, wartet auf den Rest der gierigen Sippe und schwelgt in Erinnerung. Daraus besteht der Roman: Ein Bürgersohn mit dem Problem, "nicht einmal einem verbummelten Postkartenmaler sagen zu können, wer und was er eigentlich sei", überdenkt auf 300 Seiten den Untergang seiner Familie, von der er "eigentlich nicht viel wusste". Ein Endzwanziger also erinnert sich an eine Jugend, während der "die einzige Pflicht bestand, etwas vollkommen Belangloses zu sagen, um die Unterhaltung aufrechtzuerhalten", in einer Familie, in der "der geringste lebendige Gedanke als grobe Unmanierlichkeit aufgefasst" wurde.

Das könnte nun alles sehr schön sein. Abgründig komisch sogar - etwa als Versteckspiel eines allwissenden Erzählers mit seinem nichts-wissenden Helden. Denn immerhin gibt es hier einen Erzähler. Er mischt sich ein in Gustavs aufs Äußere beschränkte Gedanken, raunt herum, dirigiert herum im Duktus Thomas Manns. Schlimm ist nur, dass auch dieser Erzähler nie weiß, was eigentlich ist, mit dem Gustav. Auch er ist vom Prinzip Ahnungslosigkeit befallen, ist blind für jedes Gefühl und kann das behauptete Drama des begüterten Kindes mit nicht einer verschwiegenen Sehnsucht belegen. Gustavs Seele ist einfach stumm. Seine Welt bleibt Anekdote.

Vergnüglich ist sie dennoch, diese Familienrevue der lustigen Pappkameraden, die Tingler da unermüdlich aus der Kulisse zieht und gleich wieder platzen lässt. Allein, so etwas wie Fallhöhe kommt einfach nicht auf, wo alles Erzählen an der Oberfläche bleibt. Zum Glück aber gibt es da genau eine grandiose Figur, die alles bricht. Es ist Gustavs Großmutter - Gott sei ihr gnädig! Denn sie war es nie. Zeitlebens war sie diese preußisch kompromisslose Frau, die nach eigenem Bekunden "für Umständlichkeiten gar kein Organ" hat. "Was wünschen Sie?", war darum stets ihre Frage an die Welt - so auch an die nach Jahren heimgekehrte Tochter. Was sind schon Kinder? Ein "Grund zu trinken." Und über ihren Bruder sagt sie schließlich einmal bei Tisch: "Robert war jetzt schon drei Monate nicht mehr hier. Er muss gestorben sein."

Es ist ein derart unmögliches Weib, eine Alte von so monströser Lieblosigkeit, dass dahinter immer ein ganz anderer Mensch zu vermuten bleibt. Hier endlich ist er, der doppelte Boden in Tingers Erzählen. Hier schimmert etwas aus der Tiefe durch die gefühls-abweisende Membran dieses Romans - ein Rätsel an Verletzlichkeit. Wieder weiß man lange nicht, was nun ist. Doch bis dahin spricht aus jeder verbiesterten Szene mit Gustavs Großmutter immerhin eine Ahnung davon, wozu eigentlich.